

# Zur Psychologie des Kindes.

Von Dr. C. Gutberlet in Fulda.

---

Die Literatur über Kindespsychologie ist in den letzten Jahren zu einer wahren Hochflut angewachsen. Der Wert der einzelnen Leistungen ist sehr verschieden, denn Berufene wie Unberufene wollen auf diesem neuen, anscheinend leicht zugänglichen Gebiete sich Lorbeeren erringen. Aus der grossen Menge der Kinderstudien ragen einige wenige, von Fachmännern verständnisvoll angestellte und sachgemäss beurteilte Beobachtungen hervor: den Preis läuft allen bisherigen Publikationen das Unternehmen der Eltern William und Clara Stern ab, welche ihre drei Kinder von der ersten Stunde ihrer Geburt an systematisch beobachtet, in genauer Buchführung ihre Erfahrungen verzeichnet und mit Berücksichtigung anderer Forscher daraus die bis jetzt gesichertsten Resultate geliefert haben. Dass dabei die Beobachtungen einer Mutter von nicht zu ersetzendem Werte sind, leuchtet unmittelbar ein. Zur Systematisierung derselben, und ihrer Beurteilung waren wenige so befähigt, wie der experimentierende Psychologe W. Stern, über dessen z. T. bahnbrechende Experimente und Studien wir wiederholt in dieser Zeitschrift berichtet haben. Da hier zugleich die gesamte zugängliche Literatur des In- und Auslandes berücksichtigt wird, so bietet das Sternsche Werk die beste Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Kindespsychologie. Wir geben darum ein kurzes Referat über das reichhaltige Material, erlauben uns aber auch hie und da eine kritische Bemerkung hinzuzufügen.

Die erste Veröffentlichung gilt der Sprache des Kindes. Sie bietet im I. Teile eine ausführliche Sprachgeschichte des Kindes, um sodann im II. die Psychologie der Kindessprache zu behandeln <sup>1)</sup>.

## I.

Die eigentliche Sprachperiode des Kindes, welche mit Vollendung des 1. Lebensjahres beginnt, bereiten die „Vorstadien“ vor. Wie bei der Entwicklung des Kindes überhaupt innere und äussere Faktoren zusammenwirken, so auch in der Sprachvorbereitung: Schreiben und

---

<sup>1)</sup> Monographien über die seelische Entwicklung des Kindes von Clara und William Stern. I. Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung. Leipzig 1907, Barth.

Lallen einerseits, Lautnachahmung und Sprachverständnis andererseits.

Die ersteren gehen zeitlich den letzteren voraus. Schon das erste Eindringen der Luft in die Lunge des Kindes erzeugt einen Schrei, während der äussere Gehörgang noch verstopft ist, also ein Laut nicht gehört werden kann. Das Schreien ist aber lediglich noch Ausdrucksbewegung und zwar zuerst der Unlust, hat aber teleologisch die Bedeutung nach Hilfe zu rufen. Nach und nach differenziert sich das Schreien so, dass man das spezielle Bedürfnis des Kindes daraus erkennen kann. Im ersten Vierteljahre beginnt das Kind auch Lustgefühle zu äussern: Behaglichkeitslaute, ein Lächeln, auch starkes Lachen und Jauchzen bei heftiger Lust-erregung.

Einen besonders charakteristischen Ausdruck der Lust bildet das Lallen, das zunächst einzeln auftritt, dann aber endlos wiederholt wird. Es besteht nicht mehr bloss aus Vokalen, wie das Schreien, ä, nae, a, óa!, sondern es sind artikulierte Laute mit Abwandlungen und Modulationen der Stimme. Im Durchschnitt beginnt das Lallen gegen Ende des 2. Lebensmonates. Die ersten Lallsilben enthalten regelmässig ein r: kräkrä, erre-erre, örre, arra, ör, ro, nicht so regelmässig die Laute, welche andere Forscher beobachtet haben. Darum trifft das „Prinzip der geringsten physiologischen Anstrengung“ nicht zu, wonach die Reihenfolge sein soll: Lippen-, Zahn-, Gaumenlaute.

Wenn das Lallen sich als Ausdruck behaglicher Gemütslage bekundet, so wird es damit in seiner Differenzierung noch keine differenzierte Ausdrucksbewegung: vielmehr treibt das Kind ein Spiel mit seinen Sprachorganen; es macht ihm ebenso Freude wie das Zappeln der Glieder. Die Laute sind spontane Erzeugnisse, von der Umgebung wenig beeinflusst; dies beweisen schon die unnachahmbaren Glücks-, Schnal-, Sprudellaute. Diese scheinbar zwecklose Lautmannigfaltigkeit hat eine sehr wichtige Aufgabe: die Sprachorgane für ihre spätere Funktion einzüben. Manche Lalllaute gehen wohl auch in die eigentliche Sprache über.

Eine nähere Vorbereitung bietet das Hören der eigenen Laute, welche, immer wieder gehört, eine sensorische Verknüpfung von Sprachlaut und Hörlaut herbeiführen. Damit beginnt die Echolalie: das Kind hat Freude nicht bloss an dem wiederholten Produzieren, sondern auch am Rezipieren; erst mit 8—9 Monaten wurde bei Sterns Kindern die erste „Fremdnachahmung“ beobachtet; damit wird die Uebernahme der Umgangssprache eingeleitet. Die Behauptung Preyers, dass vor dem Verständnis diese Nachahmung fehle, ist also irrig: das Sprachverständnis tritt viel früher ein als das Sprechen. Freilich versteht das Kind nicht die einzelnen Worte einer Frage; sondern ein Wort, der Ton, eine dabei gemachte Geberde, macht sie verständlich. Indem mit derselben Geberde immer dasselbe Wort verbunden gehört wird, wird der Sinn desselben verstanden.

## II.

Das eigentliche Sprechen des Kindes beginnt in dem Moment, in welchem es die einzelnen Funktionen des vorsprachlichen Stadiums zusammenzufassen vermag. Bisher hatte es gelallt, sinnlose Laute nachgeahmt und Worte verstanden, ohne sie selbst gebrauchen zu können: nun aber beginnt es, sinnvolle Worte selbst zu sprechen. Hatte es bisher *mamam* nur gelallt, so bezeichnet es nun damit seine Mutter oder ein Verlangen nach ihr. Bisher hatte es nur mehr gehörte Worte nachgesprochen, ohne zu wissen, was sie bedeuteten, nun fängt es an, auf die Gegenstände hinzudeuten, wenn sie gesprochen werden, obgleich es sie eben selbst noch nicht hervor bringen kann. Dies geschieht erst nach und nach und manchmal mit sichtlicher Anstrengung und oft mit längeren Stagnationen im Fortschritt. Eine genaue Zeit für diesen Anfang ist nicht angebar; sie schwankt zwischen  $\frac{3}{4}$  und  $1\frac{1}{2}$ , selbst 2 Jahren. Für Kinder Gebildeter, welche bis jetzt nur beobachtet worden sind, kann das fünfte Vierteljahr als Norm angegeben werden. Die Worte sind nur vereinzelt der üblichen Sprache entnommen, sie werden vom Kinde selbst gebildet, stimmen aber vielfach, auch bei verschiedenen Nationalitäten, überein, da sie hauptsächlich naturhafte Symbole, Schallmalereien, darstellen: pa (ba) und ma zur Bezeichnung der Eltern, aber auch des Essens; ata (oder ada) für das Verschwinden und Weggehen usw. Sie treten durchweg in interjektionaler oder in substantivischer Form auf; erstere sind lautliche Ausdrucksbewegungen, letztere Lallwörter oder Schallmalereien (wau-wau). Damit soll aber nicht gesagt sein, dass das Kind in diesen zwei von der Grammatik unterschiedenen Redeweisen spricht; beim Kinde ist der Sprachschatz noch nicht differenziert.

Es beginnt überhaupt nicht mit Worten, sondern mit Sätzen, welche keine grammatischen Redeteile darstellen. Das Kind fasst nicht einen Gegenstand für sich objektiv auf, sondern subjektiv, es setzt sich in Beziehung zu ihm, z. B. es verlangt nach ihm. Mama heisst in diesem Stadium entweder: Mutter komm! oder Mutter gib mir! usw. Man kann es das Stadium des „Satzwortes“, genauer des „Einwortsatzes“ nennen. Daraus ergibt sich schon, dass die Bedeutung der Worte weniger intellektuell als volitionell-affektiv ist: das Kind will nicht so sehr etwas von den Dingen aussagen, sondern es will sie haben, gebrauchen, geniessen. Die lautlichen Aeusserungen gehen vorzüglich auf Essbares, sie entspringen einer bestimmten Situation. Meumann hat die gangbare intellektualistische Auffassung der ersten kindlichen Worte widerlegt und die volitionistische und emotionelle betont; er geht aber zu weit, wenn er ihnen alle objektive Aussage abspricht. Stern findet auch objektive Merkmale. Ist es nicht eine Aussage, wenn das Kind beim Anblick des Hundes wau-wau ruft?

Bezeichnen die ersten Worte des Kindes Begriffe? Darauf ist dieselbe Antwort zu geben, wie auf die Frage nach der Kategorie seiner Worte. Wir finden einen undifferenzierten intellektuellen Urzustand, folglich nur „Urbegriffe“, Scheinbegriffe, die weder individuell noch generell sind. Es wendet das Wort Papa zunächst nur auf den Vater an, dann aber auch auf andere Männer, nicht weil es die ihnen gemeinsamen Merkmale durch Vergleichung erkennt: Die ersten Wortbedeutungen sind psychologisch zu erklären als „Bekanntheitsymbole auf rein assoziativer Grundlage.“ Aehnlich bildet sich ja auch das Tier „Allgemeinvorstellungen“. Es sind äussere Merkmale, welche das Kind sich einprägt. „All die verschiedenen Männer, für welche das Kind das Bekanntheitsymbol papa hat, müssen ihm nicht viel anders erscheinen, als den Zivilisten die Soldaten eines Regiments oder dem Städter die Schafe einer Heerde.“

Eine Begriffsbildung findet erst im nächsten Stadium, dem Substanzstadium, wie es Stern nennt, statt. Das Kind erhält ein „Symbolbewusstsein“; es braucht nun nicht bloss die Worte als Bezeichnung von Gegenständen, sondern merkt, dass jedes Ding einen Namen hat. Es fängt an, fortwährend nach den Namen zu fragen: „isn das“, „das das“, damit mehrt sich der Wortschatz ganz erheblich. Diese Periode kann schon mit 1 $\frac{1}{2}$  Jahren beginnen; die Forscher, welche erst im 3. Lebensjahre die Fragen gefunden haben, verstanden offenbar den Sinn von „das das“ nicht. Ueberhaupt ist die hohe Wichtigkeit dieser Wandlung früher nicht gewürdigt worden; erst Stern hat mit Lindner und Major dieselbe erkannt. Auch an Hellen Keller beobachtete Miss Sullivan einen ähnlichen rapiden Fortschritt in der Namengebung.

In diesem Stadium tritt das Subjektiv-Zuständliche gegen das Objektiv-Gegenständliche, darum die Interjektion gegen das Substantiv zurück: selbst Interjektionen und Substantive, die ein Wollen bezeichnen, werden zu Gegenstandsbezeichnungen: „lies“ für Zeitung, das Bittwort butte bezeichnet Semmel, natz-knaps das Portemonnaie; die benannten Gegenstände gehören aber noch der Umgebung des Kindes an: Eltern, Geschwister, Spielzeug, Essbares und Trinkbares und zwar als Individualbegriffe. Diese werden dann zunächst nicht Gattungs-, sondern Pluralbegriffe: es ordnet jedes Exemplar neben das andere, aber nicht alle unter einen Begriff. Papa war zuerst Individualbegriff, im 2. Jahre wurden die andern Männer onke genannt. In demselben Alter fragte das Kind auf die Türe zeigend: das?, und als es Tür gehört, ging es zu allen Türen mit derselben Frage. Ebenso ging es die Stühle des Zimmers durch. Aktionswörter fehlen nicht ganz, sie beziehen sich aber lediglich auf eigene Tätigkeiten: Essen, Gehen usw.

### III.

Die Entwicklung des Satzes beginnt mit dem Hauptsatz. Sätze von mehreren Worten werden früher verstanden als gesprochen; dieses

letztere geschieht erst in der Mitte des zweiten Jahres. Freilich wird das Kind nicht alle einzelnen Worte auffassen, sondern nur einzelne hervorstechende, und die Kombination selbst vornehmen, namentlich wenn Gebarden dazukommen. Ata—puppe heisst ihm: Vater, ich habe eine Puppe. Die Worte werden ruckweise hervorgebracht, und damit die grammatische Verbindung ersetzt: „mama—hilda“, Mama trag' mich zu Hilda. Die Sätze bestehen meist nur aus zwei Worten, bald aber kommen Satzketten, indem parataktisch die Gedanken verbunden werden, obgleich dieselben logisch hypotaktisch sind.

Die Sätze sind durchgängig positiv; die negativen treten erst später in einer Satzketten auf: Zuerst wird das Positive ausgesprochen und durch „Nein“ negiert; das nicht tritt erst später auf: stul nei, nei; schossel Gosse nich puppe holn, Kleine ja. Die Antithesen bilden immer Hauptgegenstand der Aussagen, sind also für die Denkentwicklung von höchster Bedeutung.

Ziemlich lange, eif' halbes bis ein ganzes Jahr, dauert es, bis das Kind zum Nebensatz fortschreitet. Freilich ist der Beginn nicht sogleich zu erkennen, da häufig das konjunktive Wort noch nicht angewandt wird; aus der Betonung, Stellung ist aber ziemlich deutlich die Subordination zu erkennen. Zunächst werden rein äusserliche Beziehungen durch Relativ-, Temporal- und indirekte Fragesätze (sieh mal, Hilde emacht hat) geäussert. Bald treten aber auch Bedingungssätze, Kausalsätze (Grund und Folge, Mittel und Zweck) auf. Sehr spät bildet das Kind die irrealen Bedingungssätze, im 4. oder gar erst 5. Jahre.

Von der grössten Wichtigkeit wie für die logische so für die sprachliche Entwicklung des Kindes ist die Frage. Ihr Eintritt ist bei verschiedenen Kindern sehr verschieden. Freilich schon das Erfragen der Namen der Dinge gehört zu den Fragesätzen, damit verbindet sich zugleich das Wo, was der volitionen Richtung des Kindes entspricht. Die Fragewörter: Was, Wer, Wo werden zunächst nicht deutlich gebraucht; die Stimme verrät den Fragecharakter. Zu dem Was und Wo kommen zunächst nicht Bestimmungs-, sondern Entscheidungsfragen, auf die Ja oder Nein erwartet wird: Die essen darf ich? Einen entscheidenden Fortschritt macht das Kind, wenn es um die Wende des 3. und 4. Lebensjahres nach dem Warum fragt; noch etwas später wird Wann, Wie lange, gefragt.

Eine auffallende Eigenheit zeigt die Wortstellung der kindlichen Sätze; sie ist das Produkt der Nachahmung und der Spontaneität. Man trifft darum neben ganz absonderlicher auch richtige Wortstellung. Manche Sätze scheinen nicht der Umgangssprache zu entsprechen; aber oft fehlen nur die verbindenden Partikeln, oder auch ganze Satztheile. Das ist insbesondere bei den vielen Inversionen der Fall. Das Kind spricht in Ausrufen, verschluckt aber die einleitenden Partikeln. Manche eigentüm-

liche Wortstellungen beruhen auf Analogien. Indessen ist die Mannigfaltigkeit so gross, dass man sie nur psychologisch einigermaßen erklären kann. Zwei Faktoren konnten als massgebend nachgewiesen werden: 1. das Gefühlsleben, 2. das Anschaulichere wird vorausgestellt.

#### IV.

Die Wortentwicklung des Kindes entspricht seiner psychologischen Entwicklung; der Sprachfortschritt bedeutet eine fortschreitende Intellektualisierung. Dieselbe zeigt sich zunächst in einer Stabilisierung der Wortbedeutung. Zwar hört der Bedeutungswandel, der das Anfangsstadium beherrschte, noch lange nicht auf, aber mit der wachsenden Erfahrung von der sozialen Funktion der Wörter als Verständigungsmittel und von ihrer begrifflichen Funktion als fester Symbole gewinnen sie immer mehr die konventionelle Bedeutung.

Die Intellektualisierung zeigt sich weiter in der Objektivierung: Die Worte sind nicht mehr ledig pädozentrisch, nicht rein volitionistisch. Das Nein ist jetzt nicht mehr bloss Abwehr, es wird allmählich zur Verneinung des Seienden. Das Kind spricht nicht mehr bloss von Gegenwärtigem, sondern auch von Vergangenen und Zukünftigem, gebraucht temporale und Zeitadverbien. Am auffallendsten tritt die Intellektualisierung im Fortschritt vom Konkreten zum Abstrakten, zum Allgemeinen hervor. Erst in der zweiten Hälfte des 4. Jahres werden aus den Pluralbegriffen Gattungsbegriffe, die sich durch den Gebrauch des „alle“ offenbaren. Etwas früher werden seelische Zustände: denken, meinen, glauben, so tun als ob, Angst, Freude, also bewusst Psychisches geäussert.

Einen intellektuellen Fortschritt bedeutet auch der Fortschritt von einer Kategorie zur andern. Das Substanzstadium geht über in das „Aktions- und später in das Relations- und Merkmalsstadium.“

#### V.

Die Vermehrung des Wortschatzes vollzieht sich ebenso wellenförmig, wie die Sprachanfänge; langsamer und rascher Fortschritt wechseln ab; gegen Ende des ersten Sprachstadiums erreicht die Schnelligkeit ihr Maximum. Ein qualitativer Fortschritt zeigt sich in der Abnahme des Dialekts. Die Fehler der Aussprache, die Wortverstümmelungen mindern sich mit der Vervollkommnung der Organe, die Auffassung und Nachahmung wird vollkommener. Die Naturlaute werden mehr und mehr, jedoch bei verschiedenen Kindern sehr verschieden, abgestreift.

Die Grammatikalisierung der Worte bekundet sich an den Wortklassen und den Wortformen. Die ersten Wortschätze hatten fast nur Substantive enthalten, dann kommen Verben hinzu, weiter Adjektive, Adverbien, Pronomina, Numeralien, Präpositionen usw. Das Relations-Merkmalstadium entwickelt sehr rasch verschiedene Wortklassen; dasselbe fällt in das 3. Jahr.

Zur selben Zeit setzt auch die Flexion ein, deren Bewältigung längere Zeit verlangt. Zunächst kommt das Substantiv bloss im Nominativ Singular, das Verb im Infinitiv, das Adjektiv im Positiv vor: Deklination, Konjugation, Komparative treten ziemlich zusammen auf. Aber noch im 4. und 5. Jahre ist die richtige Flexion nicht vollständig bewältigt. Die schwache und regelmässige Flexion wird bevorzugt: getrunkt, geesst, hoher, guter. Das Substantiv wird zunächst zum Plural flektiert, vereinzelt kommen daneben Akkusative, Genitive, Dative vor.

Das Verbum differenziert sich nach der Infinitivperiode gleichzeitig nach Modi (am spätesten der Konjunktiv) und Tempora, erst später nach genus verbi. Bei den Adjektiven zeigt sich recht deutlich der langsame Fortschritt von der affektiven zur objektiven Bedeutung; zuerst kommen vor: gut, böse, schlecht, brav; auch die sensorischen Eigenschaften sind noch affektiver Natur. Heiss bedeutet: mir ist heiss; selbst die Kälteempfindung wird darum mit heiss bezeichnet. Die Mama wird „sauer“ genannt. Das Kind bedient sich vielfach antithetischer Adjektive, bei welchen nicht der objektive Gegensatz, sondern der subjektive massgebend ist; der Gegensatz von schief ist schön, von schnell leise. Darum werden auch zuerst die Eigenschaften des Tast-, Temperatur- und Muskelsinns bemerkt, die zum Subjekte die nächste Beziehung haben.

Die Bezeichnungen für optische Eindrücke sind zunächst sehr spärlich, sie haben noch einen Affektton. Präzise Farbenbenennungen kommen noch später; die Farben werden unterschieden, aber die Namen verwechselt, am frühesten wird bunt und nichtbunt bezeichnet.

Die Steigerung der Adjektive beginnt mit mehr (was freilich auch „wieder“ bedeuten kann), lieber; in der Mitte des 3. Jahres kommen erst echte Komparative vor, aber zunächst absolut gebraucht, ohne das Vergleichungsobjekt, was sich leicht dazudenken lässt. Der Superlativ gehört zu den spätesten Sprachformen.

Von den Adverbien treten die des Ortes viel früher auf, als die der Zeit; der Ort ist anschaulicher, hängt enger mit dem Wohl und Wehe des Kindes zusammen; erstere treten schon im 2. Lebensjahre, diese erst im 3. auf. Schon Interjektionen haben lokale Bedeutung: da! ode! weg! Und wiederum wird die Zukunft früher bezeichnet als die Vergangenheit, weil sie mehr mit den Wünschen des Kindes zusammenhängt. Dieser Auffassung widerspricht z. T. J. A. Gheorgov<sup>1)</sup>. Die Zeitbestimmungen

---

<sup>1)</sup> Ein Beitrag zur grammatischen Entwicklung der Kindessprache („Archiv f. d. ges. Psychologie“ XI (1908) 242 ff.). Er stützt sich auf Beobachtungen, die er an seinen Söhnen gemacht hat. Er findet es sogar für notwendig, dass die Vergangenheit vor der Gegenwart erfasst sein muss. „Das Kind kommt schon vor der teilweisen Aneignung der Sprache zum Bewusstsein der Vergangenheit und hat eine wenn auch unklare Vorstellung von der Vergangenheit.“

sind noch allgemeiner Natur; denn heute, morgen, gestern heissen so viel wie jetzt, bald, vorher.

Nein wird viel früher und häufiger gebraucht als Ja; das Kind hat sich mehr zu wehren gegen Unangenehmes, als zu Angenehem seine Zustimmung zu geben; dieselbe ist ja auch oft selbstverständlich: qui tacet consentire videtur. Das nein soll häufig nicht ableugnen, sondern abwehren; so ist wohl auch die erste Lüge des 1<sup>3/4</sup>jährigen Kindes bei Ament zu erklären. Ebenso ist das Ja nicht immer Aussage, sondern Ausdruck des Wohlgefallens. Das Ja kann 1/2 Jahr später als das Nein auftreten; es wird übrigens oft ersetzt durch Wiederholung der Worte des Fragenden.

Von den Pronomina tritt das der 1. Person (im Singular) früher auf als das der 2. Aber auch die eigene Person wird zunächst mit dem Namen des Kindes bezeichnet, aus doppeltem Grunde: Einmal weil die Angehörigen es so nennen, dann aber weil der Name individueller ist, als das Ich, das sich viele beilegen. Es ist irrig, wenn manche Forscher behaupten, erst mit dem Ich gehe dem Kinde das Bewusstsein auf, und es werde erst nach dem Eigennamen gebraucht. Gewiss liegt nicht mehr Selbstbewusstsein in dem „I au“, wie in: „Paul Suppe haben.“ Kinder, die in Gesellschaft von älteren aufwachsen, brauchen das *I* sehr früh. Wenn die Mutter fragt: wer will das haben?, antworten die älteren *I*, *I* auch, dann aber auch das Jüngste von 1<sup>1/2</sup> Jahren: *I* au, *I* au; Mir au; darin zeigt sich auch wieder der ursprünglich affektiv-volitionistische Charakter.

Nach Meumann wird das mein, nach Gheorgov das Ich zuerst gebraucht. Letzterer meint, das Possessiv schliesse eine Beziehung ein, die schwerer zu erfassen sei. Aber er übersieht, dass die ersten Pronomina nicht intellektualistische, sondern volitionale Bedeutung haben. Darum ist die Priorität schwer kontrollierbar, bei verschiedenen Kindern verschieden.

Auch das Du hat zuerst einen affektiven Charakter: Du! du! du! Aber auch wo es mit Verben verbunden wird, bildet es mit diesen eine Art Interjektion: siehste! hörste! Die Schwierigkeit, die eigentliche (relative) Bedeutung zu erfassen, zeigt sich in der Anwendung des Du und Dein auf sich selbst.

Sehr spät treten die Präpositionen auf, die ersten Beispiele kommen erst im Anfange des 3. Jahres vor. Dabei zeigt sich der Mangel an Bezeichnung einzelner verschiedener Verhältnisse. Das Kind bildet sich eine Universalpräposition „von“, „auf“, oder selbst ein „e“. Die richtige Anwendung der Casus tritt sehr spät, oft erst in den Schuljahren ein.

Die Zahlwörter kommen nicht so früh vor, als man aus dem „Zählen“ der Kinder schliessen könnte. Sie lernen bis zehn zählen, d. h. nachsagen, aber ohne den Begriff der Zahl. Im Anfange des 2. Jahres wird das eigentliche Zählen erst vorbereitet durch „Reihenbildung“ und „Mengenauffassung“.



Es reiht Aepfel aneinander, indem es sagt: Eins, eins, eins oder: Eins, noch eins, noch eins. Bei der Mengenauffassung werden nicht isolierte Eindrücke einzeln benannt, sondern der Gesamteindruck mit „alle“, „lauter“, „viele“, „paar“. An die Stelle des eins, eins, eins werden nach und nach die mechanisch erlernten Zahlwörter gesetzt, zunächst ohne eigentliches Verständnis. Die Zwei kommt zuerst, wird aber, wie die sodann bestimmten Zahlen überhaupt, vorerst nur auf bestimmte, dem Kinde geläufige Dinge, wie Aepfel richtig angewandt. Selbst wenn sie schon richtig zählen können, z. B. die fünf Finger, können sie dieselben doch noch nicht als Summe 5 auffassen. Die Ordnungszahlen werden so früher aufgefasst als die Kardinalzahlen, aber erstere werden viel später, im 3. Jahre, sprachlich ausgedrückt.

Die Konjunktionen treten mit dem Nebensatze, wovon früher, auf. Zu bemerken ist die Verwechslung der Konjunktion im Gegensinne: „weil“ statt „obgleich“, „denn“ mit „weil“ und mit „sondern“.

## VI.

In der Sprachentwicklung verschiedener Kinder zeigen sich grosse Differenzen, und doch sind erst Kinder der höheren Klassen beobachtet worden, bei welchen ein fördernder Einfluss wirkt, der bei Kindern der unteren Volksklassen fehlt. Sie fängt verschieden an, schreitet verschieden schnell fort, verschieden ist die Korrektheit in lautlicher, formaler, syntaktischer Beziehung, auch die Spontaneität ist verschieden.

Die Ursachen sind teils äussere, teils innere. Die äusseren sind Beschäftigung mit dem Kinde, der Verkehr insbesondere mit älteren Geschwistern; Zwillingsgeschwister beeinflussen einander ganz besonders. Ungemein stark wirkt eine neue Umgebung auf den Sprachtrieb des Kindes. Der Sprachtrieb ist so stark, dass längere Zeit unterdrückte Worte gleichsam aus dem latenten Zustande in neuen Verhältnissen hervorbrechen.

Die vorzüglichste innere Bedingung der Verschiedenheit der Sprachentwicklung ist das Geschlecht. Die Mädchen lernen schneller sprechen als die Knaben. Die Mädchen entwickeln sich überhaupt geistig und körperlich schneller, ahmen aber auch mehr nach, sind rezeptiver als die Knaben. Diese halten an einem spärlichen Wortschatz fest und suchen ihn für den Ausdruck zurecht zu machen. Dann kann aber ziemlich plötzlich das korrekte Sprechen hervorbrechen.

## VII.

Parallelen zwischen der Sprachentwicklung des Kindes und der Gattung werden von Wundt, Meumann u. a. abgelehnt, von andern übertrieben, indem sie das biogenetische Grundgesetz Haeckels auch auf die Sprache übertragen. Aber es ist zu unterscheiden zwischen den inneren und äusseren Faktoren der Entwicklung. Die äusseren sind ganz verschieden: Das Kind erlernt die Ammensprache, der Urmensch muss sich

die Sprache erst bilden: Darauf sind die zahlreichen Disparitäten zurückzuführen. Was aber von innen kommt, bewirkt allerdings Parallelen. Eine solche ist der Bedeutungswechsel, der beim Kinde sehr rasch, phylogenetisch sehr langsam sich vollzieht. Ebenso haben Lautwandel, Elision, Assimilation, Metathesis, Etymologie, Ableitung und Zusammensetzung usw. der Grammatiker in der Kindessprache ihre Analogie. Auch die Etappenfolge zeigt Analogie: Es bildet sich ähnlich die Kindessprache zu einer entwickelten Vollsprache wie die Sprache der Wilden zu der der Kulturvölker aus. Will man einzelne Stadien dieser Entwicklungsperiode mit einander parallelisieren, so begibt man sich auf das Gebiet der Hypothesen. Dagegen soll nach Stern für die Vorstadien und die ersten Anfänge des Sprechens die Parallelisierung zwischen ontogenetischer und phylogenetischer Entwicklung ziemlich allgemein anerkannt sein, die phylogenetische Entwicklung sogar unter den Menschen hinabführen zu dem Tiere, so dass man also hier von der Kindersprache aus einen Blick hinter das alte Geheimnis vom Ursprunge der Sprache tun könne.

„Das Kind lehrt uns: Die Sprache ist weder vom Himmel gefallen als fertige Gabe noch Produkt bewusster Erfindung und Ueberlegung, sondern hervorgegangen aus primitivsten und naturhaftesten Gemüts- und Willensimpulsen, die sich unabhängig von jedem Wissen und jeder Absicht in Bewegungen umsetzen. Ausdrucksbewegungen, lautliche und mimische, bilden die erste Vorstufe des Sprechens wie beim Kind, so beim Tier und aller Wahrscheinlichkeit nach bei den frühesten Stufen der Menschheit.“

Dabei wird freilich die Evolutionshypothese als allgemein gültig auch für die ersten Anfänge des Menschen angenommen. Zwischen fertigem Herabfallen vom Himmel und bewusster Erfindung gibt es aber Mittelglieder.

Doch die ersten Anfänge bei Kind und Tier sind gewiss sehr übereinstimmend; das Kind befindet sich eben noch im Zustande reiner Sinnlichkeit, die es mit dem Tiere gemein hat.

Bei beiden sind die ersten Ausdrucksbewegungen Bekundung der Unlust; manche Tiere kommen über den Schmerzensschrei nie hinaus. Es folgt Ausdruck milderer Unlust (Wimmern), dann erst Zeichen der Lust, die aber viel differenzierter sind, sodass das Kind sich damit unterhält, das Tier blökt, schnattert, gackert, grunzt, zwitschert, piept, singt.

Auch das Tier hat seine Schallnachahmung; die jungen Vögel lernen von den Alten, denn isoliert bringen sie es nur zum Piepen. Nach Marschall haben sie sogar in verschiedenen Bezirken verschiedene Dialekte.

Inbezug auf das Sprachverständnis besteht zwischen Kind und Tier vollkommener Parallelismus, wobei jedoch zu bemerken ist, dass das Tier weit besser den Menschen versteht, als dieser das Tier. Tier und Kind fassen aber nicht die einzelnen Vorstellungen eines Satzes auf,

sondern der Ton wird verstanden oder ein einzelnes Wort, das, oft wiederholt, sich mit einer Reaktion des Hörenden verbindet. Im Beginn des zweiten Lebensjahres fängt das Kind an selbst zu sprechen, und auch das Tier bedient sich verschiedener Laute zu Mitteilungszwecken. Garner konnte eine ganze Reihe von Lauten feststellen und phonographisch fixieren, die sie für verschiedene Mitteilungen anwenden. Römer stellte 15 verschiedene Laute der Hauskatze für bestimmte Stimmungen und Affekte fest. Diese Laute sind aber wie beim einjährigen Kinde nur Gelegenheits-symbole für Affekt- und Begehrungsgegenstände, keine Aussagen. Sie haben alle auch einen naturhaften Charakter, dazu wäre selbst das Kopfschütteln zu rechnen, welches Garner bei Affen beobachtet haben will. Beim Kinde finden sich auch einige wenig konventionelle Worte und Onomatopöien. Dieses Stadium durchläuft das Kind rasch, das Tier bleibt darauf stehen: es gelangt nicht zum Denksprechen.

Hier kann nun eine Parallelisierung zwischen dem Kinde und der zu sprechen anfangenden Menschheit angestellt werden. Die alte Frage, ob die Sprache *φύσει* oder *θέσει* entstanden sei, ist an der Hand der Kindersprache dahin zu beantworten: „Alles Sprechen beginnt damit, dass Laut-äusserungen, die aus naturhaften Bewegungen hervorgehen und daher eine natürliche Beziehung zu ihrer Bedeutung haben, in den Dienst der sozialen Verständigung gestellt werden.“ Die Laute drücken ursprünglich ein inneres Erlebnis aus, oder sie stellen eine Wahrnehmung dar. Darum ist für die Sprache der Menschheit weder die „Interjektions“- noch die „Nachahmungs“-Theorie einseitig zu betonen. Wundt hat darum unrecht, wenn er die Onomatopöie ganz verwirft; sie wird freilich nicht bewusst angewandt, sie entspringt einem Nachahmungsinstinkt.

Aber wie kam man von diesen spärlichen Elementen aus zu der Mannigfaltigkeit der zufälligen Gestalten der fertigen Sprache? Das Kind lehrt es uns.

„Urschöpfungen freilich verschmählt es, aber durch Lautänderung und Bedeutungswandel gewinnt es ein reiches Sprachgut. Der phonetische Gesichtspunkt, den Gutzmann betont, ist nicht ausschlaggebend; darnach würde das Prinzip der Oekonomie die leichter auszusprechenden Laute zuerst auftreten lassen. Das trifft nicht zu. Der Ausdruck der Freude durch Lallen und Zappeln verlangt komplizierte Muskelbewegungen. Bevorzugt werden vielmehr zunächst Laute, die das Kind am Munde anderer absehen kann, daher die Verspätung der Gutturalen. Das trifft natürlich nicht bei dem Urmenschen zu: dagegen besteht Parallelismus zwischen Kind und Naturmensch in der Verbindung der Laute: Konsonantenhäufung wird vermieden; es wechselt ein Konsonant und ein Vokal, sodann Wiederholung derselben Silben (Reduplikation). Wie das Kind nur Gelegenheits-symbole anwendet, so sind nach Paul auch die Anfänge der Sprache Gelegenheits-schöpfungen, die sich erst durch Umgang fixierten.

Inbezug auf Syntax ist der Einwortsatz des Kindes auch der Ursprache eigen. Die Worte beschränken sich beiderseits auf die engsten Interessen, auf Konkretes usw. Im weiteren Fortschritte des Sprechens bildet sich aus der Koordination der Nebensatz; bei manchen niedrigen Völkern wird die Parataxe nie überschritten.

Dazu kann bemerkt werden, dass man in der archaischen Form des Griechischen den Uebergang beobachten kann: das Demonstrativ  $\tau\acute{o}$  vertritt bei Homer noch die Stelle des Relativs. Die Sprachvergleichung nimmt gewöhnlich an, dass die Worte zuerst verbaler Natur gewesen seien, aber die Kindessprache durchläuft erst das Substanzstadium, um sodann zu dem Aktions- und Relations-Merkmalstadium überzugehen. Im übrigen schreitet auch in der Menschheit die Sprache vom Konkreten zum Abstrakten fort.

Entschiedenerer Analogie zeigt sich in der Flexionslosigkeit der Sprachanfänge: die isolierenden Sprachen werden allgemein als die ältesten angesehen. Es wäre eine interessante Aufgabe der Linguistik, zu untersuchen, ob, wie beim Kinde, die Flexion gleichzeitig für Substantive, Verben, Adjektive (Komparation) auftritt.

### VIII.

Einen besonderen Abschnitt widmen die Vff. der „Speziellen Linguistik der Kindersprache“. „Es handelt sich hierbei um die mannigfachen, bei der Wortbildung mitspielenden Faktoren“; zunächst um die Wortverstümmelungen. Man hat in ihrer Wertung für die Sprache überhaupt des Guten zu viel getan. In lautlichen Detailvorgängen suchte man die Hauptparallelen zur allgemeinen Sprachentwicklung. Aber das Detail ist zu mannigfach und beweist zum Teil das Gegenteil. Die kindlichen Verstümmelungen müssen erst in grossen Zügen dargestellt und auf ihre psycho-physiologischen Bedingungen zurückgeführt werden.

Ein Teil der Verstümmelungen des Kindes kommt von den Angehörigen, welche in verstümmelten Worten zu ihm sprechen. Freilich liegen die hauptsächlichsten Ursachen in ihm selbst, es sind 1. sensorische, es wird nicht richtig gehört; 2. motorische, der Sprachorganismus ist noch nicht entwickelt; 3. reproduktive (Erinnerungstäuschungen); 4. apperzeptive, das Kind richtet seine Aufmerksamkeit nicht auf das volle Wort.

Demgemäss werden Vokale weniger verändert, sie sind leichter auffassbar, aussprechbar, behaltbar; a, ä, e, i sind am leichtesten zu bilden, werden darum weniger verstümmelt. Von den Konsonanten werden die schwer aussprechbaren Gutturale und sch viel verstümmelt. Kurze Worte und Sätze sowie stärker betonte Teile derselben werden weniger verstümmelt. Der Anfang wird mehr verstümmelt als das Ende und die Mitte, weil die Aufmerksamkeit diesen zueilt.

So kommen alle Modifikationen der Grammatik vor: Elision, Lautwandel, Assimilation, Metathesis, Kontamination. Die Assimilation zeigt sich in der Metalepsis und Prolepsis; Wundt und Meumann behaupten, bei den Kindern herrsche fast ausschliesslich die Metalepsis, (peipe für Peitsche) wie in den primitiven Sprachen. Die vorhandene Literatur beweist ein starkes Vorwiegen der Prolepsis (Kucker = Zucker), wie in den indogermanischen Sprachen (Reduplikation).

Oft schmilzt das Kind zwei Wörter zu einem zusammen, entweder wegen Klang- oder wegen Bedeutungsähnlichkeit (Kontamination): Jäckelein = Jäckchen Mäntelein; Fellnister = Felleisen Tornister; Schistole.

## IX.

Aus der Lallperiode nehmen die Kinder Lautkomplexe mit in das Sprachstudium, in dem an sie bestimmte Bedeutungen geknüpft werden. Dies geschieht nicht, wie Preyer und Schultze behaupten, rein willkürlich, sondern tatsächlich äussert sich hierin, wie die Uebereinstimmung aller Kindersprachen bei den verschiedensten Völkern beweist, eine natürliche Lautsymbolik. Schon in der Lallperiode sind die Laute ausdrucksvoll, freilich nur in emotioneller Hinsicht. Auch ist der Zusammenhang zwischen bestimmten Bedeutungsgruppen kein absoluter, sondern man kann nur von einer vorwaltenden Tendenz sprechen. Ausdrücklich macht noch Stern auf das Hypothetische dieser Etymologisierung aufmerksam; doch dürfte die Meinung von W. v. Humboldt, der so stark die Lautsymbolik bei dem Ursprunge der Sprache überhaupt betont, hierin eine gewisse Stütze finden.

Als Lallwörter wie zum Lallen selbst werden vorwiegend labiale und dentale, weniger gutturale Konsonanten verwandt; diese Labialen schliessen sich aber in ihrer Bedeutung nicht aus: vielmehr treten die geschlossenen Resonanzlaute m und n den nach aussen sich entladenden Explosivlauten p (l) und t (d) einander gegenüber. Die ersteren haben eine zentripetale Bedeutung, sie dienen zum Ausdruck eines auf das Subjekt gerichteten Strebens, die letzteren haben zum Teil eine entgegengesetzte Bedeutung, doch nicht durchweg.

Auch rein vokalische Lautwörter werden in die Sprache, selbst in die Vollsprache übernommen. Der erste Laut des Kindes uae uae ist zu weh! vae geworden.

Die Interjektionen zerfallen in zwei Gruppen: in lustvolle (ah für freudiges Staunen, ei oder eia für Liebkosung) und unlustvolle (au für Schmerz, ä für Aerger und Abwehr). Aus dem kosenden ei scheint das eide, aide für Mutter im ahd. mhd. und dialektisch im nhd. entstanden zu sein, und sich so das gothische aitheī (Mutter), das ganz aus dem Rahmen des indogermanischen ma herausfällt, zu erklären.

Die zentripetale Bedeutung des m zeigt sich im 3. Vierteljahr als Ausdruck der Sehnsucht, des schmerzlichen Verlangens, insbesondere wird es beim Essenverlangen gebraucht. Darnach ist die Ansicht Wundts, die m-Verbindungen seien Naturlaute von „indifferentem Gefühlswert“ kaum haltbar.

Die Personen, welche dem Gefühle der Sehnsucht, des Hungers entgegenkommen, sind Mutter und Amme. Darum die allgemeine Nennung derselben durch Lautverbindungen wie mama und verwandte nicht bloss in der Kinderstube, sondern in der Sprache aller Völker. Nach Deutschland soll Mama von Frankreich gekommen sein, das würde doch nur für die höheren Kreise zutreffen; es findet sich aber in allen deutschen Dialekten: amme, amà, memme, mamm usw. In den indogermanischen Sprachen bezeichnet der Lautkomplex die Mutter, Mutterbrust, Amme, selbst Grossmutter und Tante. Freilich ist in diesem Sprachstamm der regelmässige Name Mutter, mater,  $\mu\acute{\eta}\tau\eta\rho$ , mater, dies wurde bisher von ma, messen, bilden abgeleitet, aber der Lallaut ist offenbar in die Vollsprache übergegangen; denn auch in zahlreichen anderen Sprachen wird das m (und das ihm verwandte n) zur Bezeichnung der Mutter gebraucht. Die zentripetale Bedeutung des m erklärt es auch, dass es so allgemein zur Bezeichnung der ersten Person, wie umgekehrt die zentrifugale des t (d) für die zweite Person, aber auch für die Demonstrative gebraucht wird und da das Zeigen, Hinweisen (da, dada) ausdrückt. Die b (p) Laute bezeichnen ein noch stärkeres Hinausdeuten, Wegstossen. Diese Ausdrucksweise des Kindes findet sich sehr ausgesprochen im Indogermanischen, aber auch in manchen andern nicht verwandten Sprachen.

Auffallen mag, dass auch das Essen, welches durch die m-Laute ausgedrückt wird, mit p bezeichnet wird: happ, pappen usw. Das erklärt sich wohl so, dass zwei verschiedene Seiten des Essens ausgedrückt werden: „das p schnappt und das m kaut“. Dagegen bietet die Erklärung der p- und t-Laute für Vater Schwierigkeit. Die Ableitung der Linguisten von pa, beschützen, wird von Stern verworfen; er meint, nachdem die m-Laute für Mutter bereits verwandt worden, seien nur die r- und p-Laute noch zur Verfügung gewesen.

Diese Erklärung dürfte aber ebensowenig befriedigen, wie die von Wundt und Dyroff, welche er nicht annimmt.

Eine einfachere Erklärung scheint sich doch darzubieten. Wenn wirklich der behauptete Gegensatz zwischen der Lautsymbolik von den m(n)- und p, t-Lauten besteht, so bewahrheitet er sich an Mutter und Vater, die in einem gewissen Gegensatze dem Kinde sich darstellen. Schon die äussere Erscheinung der Mutter hat etwas Sanftes, Mildes, Weiches, gegenüber dem Vater mit dem wilden, härtigen Gesichte; besonders ist die Sprache der Mutter dem Kinde sympathischer als der rauhe Baryton des Vaters. Dem Vater fällt viel eher und häufiger die Aufgabe zu, dem Kinde

etwas zu versagen, zu verbieten, es zu tadeln, als der Mutter, die seine weitgehendsten Wünsche erfüllt.

Der Grund, die Ableitung der Sprachforscher sei intellektualistisch, kann doch nur für das Kind, nicht für den Urmenschen gelten, wenn man denselben nicht ohne Verstand, d. h. nicht als Menschen annimmt. Diese Annahme wird aber eklatant durch die Linguistik widerlegt, welche die intellektualistische Bildung der Wörter an zahllosen Beispielen nachweist. Die Substantiva sind verstandesmässig gebildet, indem z. B. das Pferd benannt wird nach der Schnelligkeit, der Wolf vom Zerreißen, der Mond vom Messen usw.

Damit soll die Bedeutung der Lautsymbolik für den Ursprung der Sprache nicht geleugnet werden; aber der mit Vernunft begabte Mensch wird dieselbe viel deutlicher herausgeföhlt haben, als das unvernünftige Kind.

Wenn die hier behauptete Lautsymbolik so naturhaft ist, wie kommt es, dass das kleine Kind sich selbst mit b-Lauten: baby, bébé, bobe benennt, und das Lallwort für schlafen, das gewiss wenig zentrifugal ist, durchweg durch b: baba, bu, bish usw. selbst in der Malayischen Kindersprache bezeichnet wird? Es reicht nicht hin, für diese beiden Erscheinungen „sich einer Erklärung gänzlich zu enthalten“, sondern sie mit der Theorie in Einklang zu bringen.

## X.

Eine wichtige Rolle in der Kindersprache spielt die Schallnachahmung und die Onomatopöie. Die ersten Nachahmungen gelten den Geräuschen, welche vor und in der ersten Sprachperiode sehr zahlreich und mit grosser Sicherheit ausgeführt werden. Mit ihnen verwandt sind die Lautmalereien. Längere Zeit werden die Tiere lediglich in dieser Weise benannt: wauwau, miau, muh, quak-quak, kikeri, piep-piep; aber auch andere Gegenstände: tiktak, puffbuff, bimbam. Es liegt ja am nächsten, die Dinge nach dem Laute zu benennen, durch den sie sich äussern und kennzeichnen: Die Onomatopöie hat die Natürlichkeit einer malenden Gebärde. Und doch werden die Onomatopöien nicht immer vom Kinde geschaffen, das ist sogar der seltenere Fall.

Dies ist bei dem starken Nachahmungstrieb des Kindes auffallend, erklärt sich aber daraus, dass die Erwachsenen ihnen hierin zuvorkommen. Das Verfahren der Eltern kommt dem Triebe des Kindes mächtig entgegen, und so zeigt sich auch hier die Konvergenz von Innen- und Aussenfaktoren.

Die kindlichen Onomatopöien sind bei den verschiedenen Völkern nicht gerade immer dieselben. Das ist auch nicht zu verwundern, da die Lautmalerei z. B. die Tierstimme sehr unvollkommen darstellt; wauwau ist doch vom Hundebellen ziemlich verschieden.

## XI.

Von Urschöpfungen, Spracherfindung des Kindes, die man früher so sehr betont hat, kann kaum die Rede sein. Mit Ausnahme der naturhaften Lallworte und Onomatopöien lassen sich solche „freien Erfindungen“ mit bloss künstlichem Zusammenhang von Laut und Sache kaum nachweisen. Die starken Verstümmelungen und Veränderungen, welche das Kind mit den gehörten Worten vornimmt, lassen den Ursprung derselben oft nicht erkennen. Die Eltern Stern konnten die ganz „fremden“ Worte ihrer Tochter genau auf ihren Ursprung aus der konventionellen Sprache verfolgen. Stumpf, dessen Sohn geradezu ein Sprach-Original war, vermochte fast alle dessen sonderbare Benennungen auf gehörte Laute zurückzuführen; höchstens zweien stand er ratlos gegenüber. Auch bei andern deutschen Kindespsychologen ist die Ausbeute für Urschöpfungen höchst kärglich.

Eine Uebersicht über das gesamte vorliegende Material berechtigt zu dem Schlusse: „Die völlig freie Worterfindung kommt in den ersten Jahren der normalen kindlichen Sprachentwicklung so gut wie gar nicht vor; keinesfalls aber hat sie die Bedeutung, die ihr namentlich von älteren Untersuchern zugeschrieben worden ist.“

Das ist psychologisch auch leicht verständlich. Die ersten Worte sind nicht rein willkürliche Symbole, sie sind naturhaft. Sie werden nun auch natürliche Anknüpfung für weitere Wortbildung. Den geringen Wortschatz sucht das Kind in der mannigfachsten Weise zu verwerten.

Dies gilt von den ersten Altersstufen, später werden oft sonderbare Wörter gebildet, zum Teil aus Scherz. Aus Not hat die Laura Bridgman den Personen ihres Umgangs selbstgemachte Namen beigelegt.

Die spontane Weiterbildung des so erlangten Satzes geschieht durch Zusammensetzung und Ableitungen. Erstere ist die ursprünglichere, denn alle möglichen Beziehungen, die zufälligsten wie die charakteristischsten, werden durch Aneinanderreihen der zwei Worte ausgedrückt, mögen die Glieder durch einen momentanen Eindruck oder durch dauernde Assoziation verknüpft sein.

Diese Bildungen sind meist von kurzer Dauer, namentlich wenn die Erwachsenen sie nicht akzeptieren. Es entspricht dem Gebrauche der Umgangssprache, wenn an erster Stelle das Unterscheidungsmerkmal mit dem Tone, an zweiter Stelle der Gattungsname gesetzt wird: Buttersemmel, Fingerhut.

## XII.

Die Ableitungen verlangen eine höhere Geistesentwicklung als die Zusammensetzungen, denn nicht beliebige Beziehungen wie bei der Zusammensetzung, sondern bestimmte müssen da vorgestellt sein. Die Ab-



leitung beruht auf einer eindeutigen Beziehung zum Stammwort. Es muss auch das Kind schon mehr Biegsamkeit des Wortmaterials erlangt haben.

Als gewöhnliches Mittel dient die Analogie. Das Wort Ofner wird gebildet nach Analogie von Tischler, Schneider, Schuster. Die Hauptgruppen sind:

Tätigkeiten werden nach dazugehörigen Objekten benannt; besuppt, best (kehrt), glocken, klavieren.

Tätigkeiten werden substanzialisiert durch die Endung e (schneide, kloppe, lese), häufiger durch er (naseputzer, fasser, hauer).

Letztere Bildung ist regelmässig bei Personen, die nach ihrer Beschäftigung benannt werden, oder auch nach dem Objekt ihrer Tätigkeit (Maschiner, Wurster, Klingler, Sensor).

Adjektivische Ableitungen treten verhältnismässig spät auf; sie erfolgen von allen Wortklassen aus, entweder durch die Endungen ig, lich, isch (butterlich, landig, bratig, dreilig) oder durch Partizipialendung (zugehärtet, verkürzt). Durch Vorsilben werden hauptsächlich negative Bestimmungen ausgedrückt: unglatt, unwild, verkniert, verhitzen, verklingeln.

Wie die Zusammensetzungen, so haben auch die Ableitungen meist nur vorübergehende Geltung.

Noch ist ein Wort über die Kindesetymologie zu sagen, die wie die Ableitung mit einer ähnlichen Erscheinung der konventionellen Sprache auffallende Aehnlichkeit zeigt. Beide werden entweder bewusst (vom Sprachforscher) oder unbewusst (vom Volke) vorgenommen.

Schon im 4. Jahre forscht das Kind nach dem Grunde der Bedeutung eines Wortes: macht der bettler betten? singen die nachtigallen nachts?

Diesen Beispielen möchte ich noch ein interessantes Wort hinzufügen, das im Dialekte, zumal unserem Fuldaer, eine besondere Entwicklung genommen hat. Das Wort Bachstelze ist etymologisiert worden aus quickstart = lebendiger Sturz, Schwanz. Das quick findet sich in Quecksilber, Quegge, erquickeln. Durch Etymologisieren wurde Wachholder, was schon der Bachstelze nahekommt. In unserem Dialekte hat sich der „Sturz“ noch erhalten, dafür ist aber eine neue Etymologie hinzugekommen: Beinsterze. Daneben hört man sogar Baumsterzchen.

### XIII. Schlussergebnis.

Mögen auch manche der von Stern gegebenen Deutungen der Laut- und Sprachäusserungen des Kindes einen stark hypothetischen Charakter an sich tragen, im grossen und ganzen bieten sie uns doch sichere Gesichtspunkte über die Sprache und seelische Entwicklung des Kindes einerseits und andererseits Anhaltspunkte zur Beurteilung des Ursprungs und der Entwicklung der Sprache überhaupt.

In letzterer Beziehung zeigen sie, dass eine Bildung der Sprache durch den Menschen selbst nicht so unmöglich ist, und zwar beantwortet

die Resultate der Kindesforschung die alte Frage: ob *φύσει* oder *θεσει* in dem Sinne, dass *φύσις* und *θεσις* zusammenwirken. Das Kind beweist, dass der Mensch von Natur aus, wie eine natürliche Sprachorganisation, so einen natürlichen unwiderstehlichen Trieb zu Lautäußerungen hat. Diese werden wegen der Bedürftigkeit des Individuums zu natürlichen Mitteilungsmitteln. Einzelnen Lauten kommt eine natürliche Symbolik zu; dieselbe kann dann mit Absicht benutzt werden, um Stimmungen, Bedürfnisse auszudrücken. Es reichen einige wenige Lautkomplexe für das Kind hin, um die mannigfachsten Gegenstände zu bezeichnen, dann aber auch durch Zusammensetzung, Ableitung, insbesondere durch Analogie seinen Wortschatz zu erweitern und nicht bloss Gegenstände, sondern auch Eigenschaften, Tätigkeiten, Beziehungen auszudrücken. Freilich führt diese Entwicklung beim Kinde nicht zur eigentlichen Sprachbildung: der natürliche Prozess wird unterbrochen durch den Einfluss der Umgangssprache. Dieselbe liefert dem Kinde einen reichen Wortschatz mit der Möglichkeit, alle Gedanken und Gedankenverbindungen zum Ausdruck zu bringen. Eine solche Beeinflussung erfährt der Urmensch von seiner Umgebung nicht, und darum darf die Entwicklungsgeschichte der Kindessprache nicht ohne weiteres auf den Ursprung der Sprache überhaupt übertragen werden. Aber andererseits dürfen wir den Urmenschen auch nicht als unvernünftiges Kind uns vorstellen. Als Mensch muss er den Gebrauch der Vernunft besitzen und kann also die natürliche Lautsymbolik mit Absicht verwenden, um seine Gedanken mitzuteilen. Es besteht auch eine stärkere Dringlichkeit, sich anderen mitzuteilen, um gemeinsam zu erreichen, was unter jenen schwierigen Lebensbedingungen von einzelnen nicht geleistet werden konnte. Die einmal gebrauchten Worte erschienen nicht momentan, wie beim Kinde, sondern konnten festgehalten werden.

Stellt man sich auf den Standpunkt der Offenbarung, der übrigens auch von einer gesunden Philosophie geteilt wird, so muss man dem ersten Menschen, der unmittelbar aus der Hand Gottes hervorging und zum Lehrmeister des Menschengeschlechtes bestellt wurde, eine ungewöhnliche geistige Befähigung zuschreiben, welche die Bildung einer Sprache zum leichten Spiele machte<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. meine Schrift *Der Mensch* <sup>2</sup> 408 ff.